



Städte setzen Zeichen. Städte leben Europa.

Vorkonferenz „Städte für Europa“ im Rahmen der Berliner Konferenz „A Soul for Europe“ 2015

8. November 2015
Allianz Forum, Berlin

Karl Schlögel: Grenzland Europa – Die Städte sind unsere Hoffnung *Eröffnungsrede*

Berlin war einmal, vor nicht allzu langer Zeit, Grenzstadt, der denkbar härtesten Grenze, deren Überschreitung als Grenzverletzung geahndet wurde. Hier wurde scharf geschossen. Berlin ist heute der Ort, an dem die Grenze fast nur noch in den Köpfen existiert, jedenfalls in den Köpfen derer, die im Schatten der Mauer aufgewachsen sind. Sie ist mehr oder weniger unsichtbar geworden, verschwunden, fast ohne Phantomschmerzen. Ein Vierteljahrhundert lang war die einst geteilte Stadt eine Art Laboratorium unter Echtzeit-Bedingungen für die Transformation einer großen städtischen Gesellschaft. Die Stadt hat sich bewährt als Krisenbewältigerin, als die Form, in der sich Gesellschaft neu erfindet und sich neu aufstellt. Also ein guter Ort zum Nachdenken über Europa als Grenzland und seine Städte.

Was hier geschehen ist, geschah *mutatis mutandis* auch in anderen Städten in Europa, vor allem im mittleren und östlichen. Wer das Ende der Teilung Europas im *annus mirabilis* erlebt hat, ob hier oder in Prag, Warschau, Budapest oder Wien, konnte fast sicher sein, dass Europa stark ist, und dass die Städte Europas jene Pfeiler sein werden, die dem Kontinent, der das 20. Jahrhundert hinter sich gebracht hatte, zusammenhalten, ihm Halt geben würden. Es ist nicht Sentimentalität oder Nostalgie, wenn man an diesen historischen Augenblick erinnert, in dem die Menschen das *ancien regime* gestürzt und ihre Städte gleichsam neu in Besitz genommen haben: fast überall auf wundersam gewaltlose Weise. Wie im Zeitraffer, atemberaubend schnell verwandelten sich die Städte, wechselte die Farbe, beschleunigte sich das Tempo. Es blieb nicht bei der Umbenennung von Straßen und Plätzen. Plätze, die einmal Paraden und Massenaufmärschen gedient hatten, wurden nun zur Bühne, auf der die Bürger ihren Auftritt probten. Auf die Welle von Denkmalstürzen folgte bald die Wiederinbetriebnahme und Instandsetzung lange missachteter Bauten und Straßenzüge. Ja: es gab die Befürchtung, die alten wunderbaren Städte Europas, von den Jugendstilmetropolen Barcelona bis Riga, vom Prager Altstädter Ring bis zum Newski-Prospekt, von Pera Palace in Istanbul bis zum flämischen Gent, würden sich in Disneyland und Museumszonen eines global gewordenen Tourismus verwandeln; aber in Wahrheit zeigte sich, wie stark Städte sind, die über viele Jahrhunderte gewachsen sind, was sie auszuhalten vermögen.

Nirgendwo lässt sich wohl besser erfahren, was mit Europa passiert ist, als wenn man beginnt, die Stadttex te neu zu lesen. In rasendem, manchmal zu schnellem Tempo haben Städte sich eine neue skyline zugelegt – etwa in Downtown Warschau oder in Tallinn. Fast überall hat die Postmoderne ihre ikonischen Zeichen hinterlassen. Vor allem aber: die Bewohner der Städte gaben sich als politische Subjekte zu erkennen, als Patrioten der Polis, die sich im öffentlichen Raum zu Wort meldeten: von den Montagsdemonstrationen auf dem Leipziger Ring bis zu den Kundgebungen auf dem Bolotnaja Platz 2012 in Moskau, auf dem Maidan in Kiew 2014, nicht zu vergessen die Kundgebungen auf dem Taksim-Platz in Istanbul oder dem Tahrir-Platz in Kairo – diesen fernen, aber Europa doch so nahen Plätzen.

Diese glückliche Zeit der Wiederkehr der Städte als Zentren der zivilen Gesellschaft liegt hinter uns, und wir sind in eine Realität hineingestoßen, auf die Höhe einer Gegenwart katapultiert worden, von der bis vor kurzem nur die

wenigsten eine Vorstellung hatten. In einem Augenblick, da das Projekt der Niederlegung der Grenzen in Europa seiner Vollendung entgegenzugehen schien – Schengen! – ist Europa dabei, neue Grenzen und neue Grenzzäune zu errichten. An die Stelle der Fluchtbewegung aus dem Osten ist die Flüchtlingsstrom aus dem Süden getreten. Nun sind es nicht Dutzende Tote, sondern Tausende, die auf ihrer Flucht ums Leben gekommen sind. Die Richtung der Migrations- und Fluchtbewegung hat sich gedreht. Worauf die Europäer einmal stolz waren – die Aufhebung der Grenzen – ist nun Grund für Sorge, ja Angst geworden: ausgeliefert zu sein einem naturwüchsigen Prozess, über den man die Kontrolle verloren hat. Zudem ist etwas eingetreten, worauf die Europäer nach dem vorläufigen *happy end* von 1989 und der Auflösung der Blöcke in Ost und West am allerwenigsten vorbereitet waren: die Rückkehr des Krieges auf europäischen Boden: zuerst in Jugoslawien, heute in der Ukraine. Die Gewalt ist zurück auf einem Kontinent, der sich, geschützt durch die Symmetrie der nuklearen Abschreckung, auf Immanuel Kants „Ewigen Frieden“ meinte einrichten zu können. Es ist anders gekommen, wie immer, denn es gibt keinen höheren Plan, dem die Geschichte folgt. Wir sind überrumpelt von den Ereignissen, hinterrücks, unvorbereitet, von den Frühwarnsystemen der Soziologen, *think tanks* und Geheimdienste im Stich gelassen, ratlos, und es geschieht, was in solchen Augenblicken des Kontrollverlusts geschieht: ein Gespenst geht um in Europa, das Gespenst der Panik und der Hysterie. Es ist die Situation, in der nach Schuldigen und Sündenböcken Ausschau gehalten wird, die es angeblich versäumt haben, die fälligen Probleme zu lösen. Aber Gesellschaften haben bekanntlich immer die Regierungen, die sie verdienen, also müssen wir uns schon selber den Kopf zerbrechen und nicht mit dem Finger auf jene zeigen, die – wirklich oder angeblich – versagt haben: vorzugsweise „die in Brüssel“.

Das beginnt damit, sich auf eine veränderte Wirklichkeit einzulassen, die Dinge beim Namen zu nennen, sich im „Dunkel des gelebten Augenblicks“ – so die großartige Formulierung von Ernst Bloch – zurechtzufinden, vor allem aber: sich erst einmal die eigene Ratlosigkeit einzugestehen und sich der Heraus- vielleicht auch Überforderung zu stellen. Es liegt nahe, hier Zuflucht zu nehmen zu den wunderbaren Zeilen Friedrich Hölderlins:

„Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch“

Wir haben uns in Europa, vor allem im dem Europa, das sich zur Europäischen Union zusammengeschlossen hat, daran gewöhnt, dass das Verschwinden von Grenzen und die ungehinderte Freizügigkeit, ein absolutes und nicht in Frage zu stellendes Gut sind, Grenzenlosigkeit, die Abwesenheit von Grenzen als einen Endpunkt zivilisatorischer Entwicklung. Das ist mehr als verständlich in einem Kontinent der „wandernden Grenzen“, wie der große mitteleuropäische Schriftsteller Joseph Roth, der es ja wissen musste, Europa genannt hat. Die Geschichte Europas ist eine Geschichte der unentwegten, in der Regel gewalttätigen Grenzverschiebungen, verbunden mit der Zerstörung von Staatlichkeit, ethnischen Säuberungen, Deportationen, Bevölkerungstransfers, Flucht und Vertreibung. Die dunkle Seite der Nationalstaatsbildung nach dem Ende der alten Imperien. Die Europäer hatten nach ihrem „Jahrhundert der Extreme“ aus Revolutionen, Weltkriegen und Bürgerkriegen ihre Lektionen gelernt, und nichts war plausibler, ja zwingender als Verzahnung, Verschmelzung, Kohäsion, Schaffung eines gemeinsamen und mehr oder weniger homogenen Raums, der wie sich zeigen sollte, eine ungemeine Strahlkraft entfaltete. Und heute, in einer Welt, in der an die 50 bis 60 Millionen Menschen gezwungenermaßen sich auf den Weg gemacht haben, erscheint Europa erst recht als der rettende Fluchtpunkt.

Doch ebenso zwingend ist die Einsicht, dass ein Kontinent, und mag er noch so aufgeschlossen sein, der Wucht einer solchen Bewegung nicht standhalten kann. Es kann daher nie um die Abschaffung der Grenzen, die Herstellung einer utopischen Grenzenlosigkeit gehen, sondern allein um die Moderation, um die Etablierung von Grenzregimen, die die elementare Wucht dieser Bewegungen „irgendwie“ moderieren und kanalisieren. Die Europäer sind nicht Herren des Verfahrens, Migrations- und Fluchtbewegungen lassen sich nicht einfach per Knopfdruck abstellen. Die Rückgewinnung der Kontrolle über die Grenzen hat nichts mit Xenophobie zu tun, sondern ist eine Bedingung für den verantwortungsvollen Umgang mit den Flüchtlingen. Die Rede von der „Festung Europas“ nützt wenig, wenn sie nicht überhaupt nur eine Denunziationsformel ist. Ein Europa, das seine Grenzen nicht schützen kann und nicht schützen will, weiß gar nicht, dass es etwas zu verteidigen gibt, und dass es sehr wohl Sinn macht, zu diskutieren, wie Grenzen gemanagt werden sollen – da gibt es ein weites Spektrum von weich/hart zwischen fast unsichtbar gewordenen Schengenkorridoren auf den Flughäfen und militärischen Checkpoints und frisch ausgehobenen Schützengräben. Dass es sich bei Fluchtbewegungen um etwas anderes handelt als um spontane Migration, dass die Steuerung der Immigration etwas anderes ist als die Gewährung von Asyl für Verfolgte, müsste eigentlich längst klar sein – es gibt ja Länder mit „best practice“-Erfahrungen, mit klaren Immigrations-Regelungen. Man muss das Fahrrad nicht noch einmal erfinden, sondern kann sich umsehen - beispielsweise in den USA oder Kanada.

Die Haltung zur Grenz- und Flüchtlingsfrage ist von Anfang an, weil es sich um eine wirklich große Herausforderung handelt, Grund- und Nährboden für Politisierung und gesellschaftliche Entzweiung geworden. Die Produktion von Feindbildern, die Mobilisierung von Ressentiments, die Schürung von Hass ist das Geschäft derer, die der Gesellschaft nichts zu bieten haben - nicht einmal denen, die sich für die Zukurzgekommenen und Beleidigten halten. An der Frage, ob sich die Europäer zu einer irgendwie abgestimmten Regelung bereit finden, wird sich entscheiden, was mit dem Kontinent geschehen wird, besonders mit dessen „hartem Kern“, der Europäischen Union, die unter dem Druck der gleichzeitig zu bewältigender Krisen auseinanderzubrechen droht. Die Europäische Union als eine Schönwetter-Welt, eine Interims-Konstellation, deren Zeit abgelaufen ist. Ich möchte daran noch nicht glauben und interessiere mich daher vor allem für – so Hölderlin - „das Rettende auch“.

Was haben die Europäer anzubieten, um nicht in die Knie zu gehen, um nicht zu kapitulieren vor der auf sie zukommende Last, um nicht in Panik und nicht in Hysterie zu verfallen, sondern sich in „heroischer Gelassenheit“ und mit langem Atem einzustellen auf eine Realität, die wahrscheinlich für lange Zeit nicht der Ausnahmefall, sondern der Normalzustand bleiben wird: Europa als eine starke und zugleich umkämpfte und gefährdete Zone.

Europa ist mit 1989 nicht in ein bewegungsloses Posthistoire eingetreten, sondern – eher umgekehrt – erst richtig in Bewegung geraten. Die Erfolgsgeschichte nach 1989 war sekundiert von einer Geschichte des Versagens und der tödlichen Schwäche.

Die Städte haben sich als kraftvolle Zentren der gesellschaftlichen Transformation erwiesen, aber nicht überall sind diese Prozesse ohne Gewalt abgelaufen. Im Großen und Ganzen waren die Städte die Schulen des zivilen, irgendwie geordneten Konfliktaustrags, der „Abwicklung“ der alten Verhältnisse, Schulen, in denen die Kunst des Kompromisses erlernt und erprobt werden konnte, der Integration in einem elementaren Sinn: des Miteinander-Auskommen-Könnens auf engstem Raum, des Befolgens bestimmter Regeln des gesitteten Zusammenlebens, und der Intaktheit von Routinen, ohne die keine Gesellschaft funktioniert.

Aber die Städte sind auch Kampfplätze, ja Schlachtfelder geworden – sei es, weil die inneren Spannungen sich entladen haben, sei es dass sie von außen benutzt und gezielt zur Destabilisierung genutzt wurden. Zur Zeit nach 1989 gehört das Scheitern Jugoslawiens, die Sprengung der über Generationen gewachsenen und gelebten Pluralität der ethnischen, religiösen, kulturellen und sprachlichen Gemeinschaften. Die Belagerung und weitgehende Zerstörung Sarajewos gehört ebenso dazu wie die Verwüstungen und der Massenmord von Zrebrenica. Zu dieser Bilanz gehört, dass eine Stadt wie Groznyj dem Erdboden gleichgemacht worden ist. Es gilt auf einer neuen Stufe, weil es sich hier um die Intervention eines militärisch mächtigen Landes handelt, für die von separatistischen Kräften terrorisierten Städte in der östlichen Ukraine, für Donezk, Luhansk und die von ihnen ausgehende Destabilisierung des ganzen Landes. Die Stadt als Exerzierfeld für *urban warfare*, eine Region mit zerstörter Infrastruktur, Großstädte, binnen Monaten verlassen und entvölkert. Die Zeiten des Urbizids sind nicht vorbei.

Aber nicht nur dort, in der Ukraine, dem schon wörtlichen Grenzland Europas, zeigt sich wie verwundbar unsere Städte sind. Städte lassen sich, anders als geschlossene Gesellschaften, nicht wirklich verteidigen. Sie leben von der Offenheit und Öffentlichkeit. Sie sind verwundbar. Das ist klar seit dem 11. September in New York, aber auch in europäischen Metropolen, wie man sehen konnte an den Anschlägen - Bahnhof Atocha Madrid 2004, Subway Tavistok Road London 2005, Theater Nordost 2002 und Metro in Moskau 2010, das Attentat in Paris 2015. Der öffentliche Raum ist das Einzigartige und Kostbarste, was die Stadt, diese Kristallisation der menschlichen Zivilisation überhaupt ausmacht. Ihn preiszugeben und sich der Herrschaft des Schreckens zu fügen, wäre gleichbedeutend mit ihrem Ende. Die Manifestationen von Paris und anderswo waren daher wesentlich ein Zeugnis der Selbstbehauptung der europäischen Stadt.

Und denken wir nur, was in Syrien, an der Peripherie Europas, mit der wir jetzt, ob wir wollen oder nicht, unmittelbar verbunden sind durch die Große Wanderung, geschehen ist: der Krieg hat Aleppo, eine der ältesten Städte der Welt, den Endpunkt der Seidenstraße, den wirtschaftlichen und kulturellen Hub des Nahen Ostens getroffen und in Schutt und Asche gelegt.

Es bleibt also bei der gemischten Bilanz. Neben dem Wiederaufblühen, dem Boom europäischer Städte die Rückkehr des Krieges und der Gewalt. Neben den Türmen in Warschau Downtown oder in der City of London sind ganz andere Städte gewachsen: Zeltstädte, Containerstädte, Biwaks für Millionen, die sich nicht anders zu helfen wussten, als die Flucht anzutreten, zuerst in die Nachbarländer Syriens, Jordanien und Türkei, dann über das Meer, an die Strände der Aegaeis-Inseln und auf die Fähren zum Festland. So ist eine Geographie der Flucht, eine Kartographie der Großen Wanderung entstanden, eine eigentümliche Geopolitik der Füße, die sich ihren Weg bahnt, ausgerüstet mit den Navigationsinstrumenten des 21. Jahrhunderts, GPS, I-Phones und Kreditkarten. Wieder werden wir, wie schon am Ende des Kalten Kriegs zu Augenzeugen, wie die Karte Europas, vor allem aber die Städteachsen und die *metropolitan corridors* neu gezeichnet werden.

Damals – nach 1989 - rückte, was einmal entfernt und unzugänglich war, über Nacht in die nächste Nachbarschaft. Alte Verkehrsachsen wurden wieder in Betrieb genommen, Endstationen am Eisernen Vorhang wurden wieder Transitpunkte, Billigfluglinien schufen einen neuen Verkehrs- und Kommunikationsraum, der dem Tourismus, aber auch einer millionenfachen Arbeitsmigration neue Wege öffnete. Aus Rzeszow nach Malmö oder Manchester, aus Mailand nach Bratislava, aus Wien nach Odessa. Eine große Menschenzirkulation setzte ein, nicht nur von Eliten – man denke nur an den zur Gewohnheit gewordenen Schengenraum, Städtereisen, Tourismus, *Europe on the Beach*, den Zyklus europäischer Festivals, die akademische Wanderung der Erasmus-Studenten. Dieses selbstverständliche Funktionieren mächtiger, aber oft übersehener Kriechströme, die das Europa von unten haben entstehen lassen, ist eigentlich der beste Beweis dafür, dass es Europa – allen Schwierigkeiten in Brüssel zum Trotz – doch „gibt“.

Die Europakarte, die jetzt gezeichnet wird, wird anders sein. Sie ist bestimmt von den Fluchtrouten und Korridoren, die nicht zufällig schon in unseren alltäglichen Sprachhaushalt eingegangen sind – wenn wir sprechen von „Westbalkan“ oder „Ostbalkan“-Route. Auf dieser Karte sind nicht die politischen Entscheidungszentren eingezeichnet, sondern die Bahnhöfe – Wien Westbahnhof, Budapest Keleti Pu, München Hauptbahnhof. Bislang unscheinbare Grenzorte – Berkasovo an der kroatisch-serbischen Grenze, Gergelija an der griechisch-makedonischen, Röszko-Horgos an der ungarisch-serbischen, Wegscheid und Freilassing an der deutsch-österreichischen Grenze – sie werden mit einem Schlag werden Schauplätzen eines geschichtlichen Vorgangs. Überlebenswichtig werden auf einmal Bus- und Zugverbindungen, die weiterführen oder unterbrochen werden, die Reichweite von Taxifahrten, Checkpoints und das Gelände an der grünen Grenze. Aus harmlosen Grenzen werden Demarkationslinien, im einstigen Niemandsland wird Stacheldraht ausgerollt und aus provisorischen Befestigungen werden solche auf Dauer. Wo einmal weiche Grenzen waren, entstehen jetzt harte. Kurzum: die Topographie der „wandernden Grenzen“, die Geopolitik der Großen Wanderung, an deren Ende „arrival cities“ stehen, wie sie Douglas Saunders beschrieben hat. Städte, die die Wanderer und Flüchtlinge aufnehmen, absorbieren, verarbeiten, schulen und zu Bürgern in der neuen Heimat machen sollen. Das müssen nicht die großen Städte sein, im aktuellen deutschen Fall sind es sogar eher die mittleren und kleineren grenznahen Ortschaften wie etwa in Bayern, die die ganze Last und den Druck auffangen und verarbeiten müssen.

Wo binnen weniger Tage Zehntausende eintreffen, kommt es gleichsam zu provisorischen Stadtgründungen aus dem Stand. Gemeinden verdoppeln ihre Einwohnerzahl, stellen ihre Infrastruktur, Schulgebäude und Sporthallen, Lagerhallen und Kasernen zur Verfügung. Auf die Registrierung folgt die Unterbringung, die elementare Versorgung, die Einschulung von Kindern. Im Kleinen zeigt sich hier, was die Gesellschaft als ganze zu bewältigen hat. Man ist erstaunt, ich jedenfalls war überwältigt, wieviel Energie und Tatkraft auf einmal mobilisiert werden können und wie großzügig wohlhabende Gesellschaften doch sein können. Ich denke hier vor allem an München.

Was zeigt uns das? Die europäische Stadt ist nicht obsolet, wie man eine Zeitlang behauptet hat. Vielleicht ist Robert Venturis Slogan - „Learning from Las Vegas“ - nicht mehr so aktuell, vielleicht passt „Learning from Munich“ in der jetzigen Situation, wo Engagement und Improvisation gefordert sind, besser – meinerwegen auch „Learning from Lagos“, der Metropole des Überlebens durch Improvisation.

Die Wiedergeburt der europäischen Städte nach dem Krieg war ein großes Wunder. Es war die Wiederbegründung von Städten auf verbrannter Erde, neues Leben in entvölkerten Städten, Wiederaufbau der physischen Substanz. Was hat die europäische Stadt nicht schon alles durchgemacht, erlebt, überlebt, sich neu erfunden: Exil, Vertreibung, Völkermord, Flächenbombardements. Daraus kann man die Zuversicht schöpfen, dass sich auch jetzt die Potentiale finden, um die Krise zu meistern.

Unsere Städte werden sich bestimmt ändern, aber sie werden nur bleiben können, was sie sind, wenn sie die Prinzipien, auf denen sie beruhen, verteidigen. Die europäische Stadt wird die *clashes of cultures*, die auf uns zukommen, nur aushalten, wenn sie allen Sonderrechten und Sondergesetzgebungen irgendwelcher Parallelgesellschaften Widerstand leistet, wenn sie auf der Respektierung und Durchsetzung der erprobten Regeln des Zusammenlebens besteht: Öffentlichkeit, Freiheit der Meinungsäußerung, Respektierung der Gesetze. Sie muss sich den zuweilen romantischen Multikulti-Kitsch abschminken und sich auf kraftraubendes Lernen und Konfliktaustrag, der anstrengend ist, einstellen. Die Selbstbehauptung dieser Ordnung erfordert nicht nur eine funktionstüchtige Polizei, sondern kommt ohne Engagement und Zivilcourage jedes Einzelnen nicht aus. Die Koexistenz vieler Kulturen an einem Ort ist eine Zumutung, kein relaxing. Die Entstehung von Gettos und no-go-areas wäre gleichbedeutend mit der Kapitulation der europäischen Stadt. Die Manifestationen der städtischen Gesellschaft – wiederum, ob auf dem Majdan, in Paris, oder auch auf dem Tahrir-Platz, auf dem Taksim-Platz – zeigen, wie unabdingbar und vital der städtische Raum nach wie vor ist, auch im Zeitalter virtueller Kommunikation. Die Zerstörung der öffentlichen Räume – sei es durch terroristische Anschläge oder totale Kommerzialisierung und Privatisierung – ist eine wirkliche Gefahr. Wir brauchen diesen Raum aber, um die Gleichzeitigkeit der Ungleichzeitigkeit, die in der Stadt aufeinandertrifft, auszuhalten, um die Konflikte zwischen radikal verschiedenen Erfahrungswelten austragen zu können. Die Stadt ist noch immer der wichtigste Ort der gesellschaftlichen Selbstverständigung und Selbsterziehung. Wir dürfen angesichts all der Sorgen und Befürchtungen die großen Ressourcen nicht vergessen, die in der Geschichte und Schönheit unserer Städte vorborgen sind, und die von der Kraft und Herrlichkeit, von der Intelligenz der Menschen zeugen. Was wäre Europa ohne den Zauber seiner Städte! Das ist durchaus ein Pfund, mit dem man wuchern muss – besonders in schwierigen Zeiten wie diesen, da Defaitismus und Resignation die Oberhand zu gewinnen scheinen.

Karl Schlögel im November 2015

Der Autor hat im Jahre 2000 ein Buch mit dem Titel „Planet der Nomaden“ veröffentlicht, zuletzt erschien 2015 „Entscheidung in Kiew. Ukrainische Lektionen“ (Hanser).